



Jan F. Wielpütz

PAPPA ANTIPASTI

Als ich einen Italiener erbte

Roman

dtv

Jan F. Wielpütz

Papa Antipasti

Als ich einen Italiener erbte

dtv

Vieles in dieser Geschichte hat sich tatsächlich so ereignet. Vieles andere wiederum ist frei erfunden. Nur einer, der ist so, wie er immer war: Giovanni. Ihm gebührt mein ganzer Dank. Denn ohne ihn gäbe es keine Geschichte, die sich zu erzählen lohnte.

Prolog

Ich war sieben, als ich Giovanni zum ersten Mal begegnete. Er trat in mein Leben, und das buchstäblich, indem er den Iglu zertrampelte, den ich gerade baute. Natürlich ahnte ich damals nicht, welche Rolle er in meinem Leben spielen sollte.

Es war ein Wintermorgen in den Achtzigern. Helmut Kohl war Bundeskanzler, alle sprachen von Waldsterben und Gurtpflicht, Nino de Angelo sang »Jenseits von Eden«, und der Schnee fiel noch regelmäßig und in solchen Mengen, dass die Räumfahrzeuge mehrmals am Tag unterwegs waren, um die Straßen frei zu halten. Ich war damals mit meiner Mutter zu meinen Großeltern gezogen. Mein Vater hatte uns verlassen, und Oma und Opa wohnten in einem großen Haus, in dem genügend Platz für uns alle war.

Ich half Opa gerade dabei, im Hof den Schnee vor der Garage wegzuschippen, damit er das Auto herausholen konnte. Er wollte zum Kiosk, eine Stange Zigaretten und die Zeitung holen, und ich hatte vor, ihn zu begleiten, da bei solchen Ausflügen in der Regel ein Comic-Heft für mich heraussprang.

Opa hatte den Schnee in einer Ecke des Hofes zu einem Haufen zusammengeschoben, der mittlerweile so groß war, dass er sich bestens zum Bau eines Iglus eignete. Opa hatte

mir gezeigt, wie man es machte. Ich trampelte so lange auf dem Schneeberg herum, bis sich unten eine feste Schicht bildete, aus der ich dann mit meiner Plastikkinderschaufel einzelne Blöcke herausstach.

Ich hatte bereits mit einer Igluwand begonnen und hob einen weiteren Schneewürfel hoch, um ihn auf die anderen zu setzen, als ein Stiefel in meiner Mauer landete. Ich blickte auf. Ein braun gebranntes Gesicht mit buschigen Augenbrauen schaute zu mir herab, darüber eine rote Pudelmütze.

»Kleine Mann, was machst du?«, fragte das braun gebrannte Gesicht. »Baust du ein Haus?« Die buschigen Augenbrauen schossen in die Höhe.

Ich nickte stumm, während ich überlegte, warum der Mann so seltsam sprach. Und wusste er wohl, dass man nicht einfach in anderer Leute Iglu trampelte? Vielleicht hatte er meine Mauer aber auch einfach übersehen, sie war ja noch sehr niedrig.

Zumindest schien er sich keiner Schuld bewusst, denn er redete einfach weiter: »Baue ich auch an mein Haus. Wenn du willst, kann ich zeigen.«

Was sollte ich darauf antworten? Opa kam mir zu Hilfe. Er begrüßte den Mann mit dem braun gebrannten Gesicht, dessen Name Giovanni war, was sich für meine Kinderohren anhörte wie: Dschiwobandi.

Während ich mit der Sanierung meines platt getrampelten Iglus begann, plauderten Opa und Herr Dschiwobandi. Sie sprachen über Fußball und das Wetter, wobei Letzteres Herrn Dschiwobandi nicht gefiel, weil viel zu kalt. Schließlich kam er wieder auf sein Haus zu

sprechen und überredete Opa nach einigem Hin und Her, sich die Sache doch mal anzusehen. Ich sollte mitkommen.

Unser Haus stand an einem steilen Hang. Wir gingen die Straße ein Stück hinunter, bis hinter der Kurve ein kleines Fachwerkhaus zum Vorschein kam. Herr Dschiwobandi führte uns auf die Rückseite zu einer Art Glaskasten, der vor die Eingangstür gebaut war und den er Wintergarten nannte, was für mich wenig Sinn ergab, da ohnehin gerade Winter im Garten war.

Wie auch immer, im Wintergarten gab es jedenfalls zwei Stühle und einen Tisch, und auf dem Tisch lag ein Stapel Comics.

Herr Dschiwobandi drückte mir eines davon in die Hand. »Isse Mikie Mausen.« Er schien wirklich ein seltsamer Kauz zu sein. Nicht nur dehnte er das I merkwürdig in die Länge, ich kannte auch herzlich wenig Erwachsene, die sich etwas aus Micky Maus machten.

Ich setzte mich und widmete mich dem Comic, während Herr Dschiwobandi meinen Opa durch das Haus führte. Wie sich schnell herausstellte, kannte ich die Ausgabe bereits. Ich legte das Comic zurück auf den Tisch und blickte mich um.

Dem Wintergarten gegenüber befand sich die Toilette, deren Tür halb offen stand. Ich konnte einen Eimer mit Farbe und diverse Pinsel darin erkennen. Links von mir führte ein Durchgang in den Wohnraum.

Die Stimmen von Opa und Herrn Dschiwobandi kamen nun aus dem Obergeschoss. Ich stand auf und schlich mich ins Wohnzimmer. Viele Möbel gab es hier nicht. Eine Couch mit Karomuster, einen Ohrensessel neben dem offenen

Kamin und einen Farbfernseher. Auf dem Beistelltisch lagen eine Tüte Chio Chips und ein Stapel mit VHS-Kassetten. Herr Dschiwobandi hatte offenbar einen Videorekorder. Cool.

Ich ging weiter. In der Küche, die direkt an das Wohnzimmer angrenzte und nur etwas größer war als unsere Besenkammer, gab es außer dem Herd, dem Kühlschrank und der Spüle lediglich einen kleinen Esstisch, auf dem eine Schreibmaschine mit eingespanntem Papier stand.

Ich fragte mich, was Herr Dschiwobandi wohl arbeitete. In unserer Straße gab es noch so ein kleines Haus wie seines. Opa hatte mir einmal erzählt, dass dort ein Schriftsteller lebe, was meine Neugierde weckte, da ich Bücher liebte. Schriftsteller, so hatte Opa gemeint, seien Menschen, die Bücher schrieben und selten viel damit verdienten. Deshalb war er auch nicht gut auf den Mann zu sprechen. Denn, so hatte Opa weiter gemeint, ein Mann müsse nun mal für seine Familie sorgen. Und der Schriftsteller konnte das offenbar nicht.

Dabei schien der Mann recht fleißig zu sein. Vom Fenster meines Zimmers aus konnte ich das Haus sehen, und oft brannte noch spätabends, wenn ich zu Bett ging, Licht im obersten Stock, und der Mann saß an seiner Schreibmaschine. Wenn ich ihn beobachtete, fragte ich mich immer, ob es wohl genauso viel Spaß machte, Bücher zu schreiben wie sie zu lesen.

Ich betrachtete die Schreibmaschine von Herrn Dschiwobandi und reihte die Tatsachen aneinander: Er hatte ebenfalls ein kleines Haus. Er hatte eine

Schreibmaschine. Außerdem lebte er allein, was wohl bedeutete, dass er arm war und sich eine Familie nicht leisten konnte. Folglich war Herr Dschiwobandi ebenfalls ein Schriftsteller.

Allerdings konnte das so schlecht, wie Opa meinte, wiederum nicht sein. Immerhin musste Herr Dschiwobandi nicht zur Schule gehen und Hausaufgaben machen. Er konnte Comics lesen, Videos gucken, wann immer er wollte, und dabei Chips essen, ohne dass ihn jemand ausschimpfte. Und wenn er Lust hatte, schrieb er auf seiner Schreibmaschine Geschichten, was zumindest den Vorteil hatte, dass er nicht wie die meisten anderen Erwachsenen früh aufstehen, mit dem Auto in den Stau fahren musste und den ganzen Tag im Büro eingesperrt war, nur um abends schlecht gelaunt nach Hause zu kommen.

Vielleicht, überlegte ich im Stillen, sollte ich auch einmal eine Geschichte schreiben und sehen, ob das mit dem Bücherschreiben Spaß machte.

Plötzlich hörte ich Schritte auf der Treppe. Opa und Herr Dschiwobandi kamen wieder herunter. Ich flitzte zurück auf meinen Platz im Wintergarten, schnappte mir das Comic und tat so, als würde ich lesen.

»Ist und bleibt 'ne schöne Bruchbude«, meinte Opa.

»Isse nixe Bruchbuden«, antwortete Herr Dschiwobandi.

»Mache ich der schönste Haus in der Straß draus.«

»Aha.« Opa kratzte sich am Kopf. »Na, dann pass bloß auf, dass dir der Schuppen nicht wieder über dem Kopf zusammenfällt.«

»Willste Portion Spaghetti?«

»Nee.«

»Isse aber mit Liebe gemacht.«

»Bestimmt, aber wir waren im Sommer an der Adria. Da hatte ich zwei Wochen lang Durchfall. Lass mal gut sein.«

»Dann hat der Hotel nix mit Liebe gekocht. Kommste mal mit alle Mann zu mir. Bringste deine Frau und der kleine Mann mit - und auch deine *bella bionda*.«

Bevor ich erzähle, was mein Opa darauf antwortete, sollte ich zu seiner Ehrenrettung vorausschicken, dass er wirklich ein sehr netter Mann war. Er kaufte mir Schokolade, selbst wenn Mutter es verbat, und grantig wurde er nur, wenn Oma ihm abends sein Bier wegnahm. Auch war er ein absolut friedliebender Mensch - er, der selbst im Krieg gewesen war, sagte mir immer wieder, dass so etwas nie wieder geschehen dürfe.

Doch nun sah ich meinen Großvater zum ersten Mal ein wirklich wütendes, ja böses Gesicht machen. Er trat einen Schritt auf Herrn Dschiwobandi zu und stach mit dem Zeigefinger nach dessen Brust. »Denk bloß nicht, dass ich blöde bin und nichts mitbekomme!«, zischte er. »Hör auf, bei uns herumzuscharwenzeln. Und lass ja deine Finger von meiner Tochter, du Spaghettifresser!«

Dann packte Opa mich an der Hand, und wir ließen Herrn Dschiwobandi reichlich verdattert stehen.

Während wir den Hang wieder nach oben stiefelten, überlegte ich, was mein lieber Opa wohl gegen Spaghetti einzuwenden hatte, die doch erwiesenermaßen das köstlichste Gericht überhaupt waren.

Bevor wir hinter der Kurve verschwanden, blickte ich noch einmal schnell über die Schulter. Herr Dschiwobandi

stand vor seinem Haus und schaute uns nach. Als sich unsere Blicke trafen, nahm er die rote Pudelmütze vom Kopf und winkte mir damit zu.

»Vor den Italienern musst du dich in Acht nehmen«, meinte Opa neben mir und fuchtelte mit dem Zeigefinger in der Luft herum. »Die ziehen dir das Hemd bei lebendigem Leib aus.«

Ich begriff nicht, was er damit meinte – Opa hatte sein Hemd noch an und ich auch –, doch mehr sagte er nicht. Als wir wieder bei unserem Haus ankamen, zündete er sich eine Zigarette an – er rauchte immer *Ernte 23* in den orangeroten Päckchen – und machte mit dem Schneeschippen weiter.

Sechs Monate später starb er, und obwohl ich meinen Großvater noch heute schmerzlich vermisse, war das vielleicht ganz gut so. Denn so musste er nicht mehr erleben, wie der Mann mit den buschigen Augenbrauen und der roten Pudelmütze trotz seiner ausdrücklichen Warnung viele Jahre später mein Stiefvater wurde.



1

Ich muss an meine erste Begegnung mit Giovanni denken, als ich zu Hause im Arbeitszimmer am Schreibtisch sitze und an meinem ersten Roman arbeite. Ich habe gerade mit ihm telefoniert oder, besser gesagt, es war der Versuch eines Telefonats. Es rauschte und knackte in der Leitung, und Giovannis Stimme war so leise, als würde er aus der hintersten Ecke Palermos anrufen.

Alles, was ich verstand, war: »Schatze, kommst du zu Hause.« Dann brach das Gespräch ab, und der Akku meines Handys quittierte den Dienst. Keine Ahnung, was er mir damit sagen wollte.

Es ist zwar noch früh am Morgen, doch es lässt sich bereits absehen, dass heute einer jener Tage ist, an denen es nicht richtig hell wird. In der Nacht hat es zu stürmen begonnen, der Regen klatscht gegen das Fenster und läuft in langen Nasen die Scheibe hinunter. In unserer Dachgeschosswohnung hört man, wie die Böen immer wieder wütend unter die Schindeln fahren. Im Garten hat der Wind die Bäume zum Leben erweckt und lässt sie wie in einem Balanceakt mit ihren Ästen wild hin und her rudern.

Ob Giovanni sich vielleicht verwählt hat und eigentlich meine Mutter sprechen wollte?

Mir wäre zumindest neu, dass er mich »Schatze« nennt, denn das ist bei ihm üblicherweise meine Mutter – eigentlich heißt sie Eva, doch er spricht sie höchst selten mit Namen an.

Überhaupt reden Giovanni und ich eher selten. Mutter ist zwar schon fünf Jahre mit ihm verheiratet, doch ich weiß im Grunde nicht viel mehr über ihn als seit jenem Wintermorgen, als Opa und ich das Fachwerkhäuschen inspizierten, in dem Mutter und Giovanni nun gemeinsam leben.

Seit Mutter in Rente ist, verreisen die beiden viel, und in den seltenen Fällen, in denen sie hier sind, bekomme ich Giovanni kaum zu Gesicht, da Mutter ihn dann mit irgendwelchen Besorgungen oder mit Basteleien am Haus beschäftigt. Sie erteilt ihm diese Aufträge meist in schroffem Tonfall, weshalb Marie, meine Frau, ihr schon einmal vorgeschlagen hat, doch etwas freundlicher zu ihm zu sein, woraufhin meine Mutter ihr erklärte, dass italienische Männer eben eine harte Hand bräuchten, da sie einem sonst auf der Nase herumtanzten.

Insgeheim vermute ich allerdings, dass hinter ihren Aufträgen ein ganz anderes Kalkül steckt. Meine Mutter, das alte Schlitzohr, will auf diese Weise sicherstellen, dass ihre Enkeltochter Anna ihr für den Moment ganz allein gehört. Giovanni hat nämlich ebenfalls einen Narren an ihr gefressen – dem »kleinen Schatze« – , was für gewöhnlich dazu führt, dass die beiden darum wetteifern, wer sich am besten bei dem Kind einschmeicheln kann.

Eines der wenigen Dinge, die ich über Giovanni weiß, ist, dass er natürlich kein Schriftsteller ist, wie ich damals

fälschlicherweise angenommen habe. In Wahrheit hat er sein Leben lang bei Ford am Band gestanden und Autos zusammengeschaubt, was ihm einen Hörschaden und die Frührente eingebracht hat. So hatte er viel Zeit, die Avancen, die er meiner Mutter trotz Großvaters Mahnung machte, zu intensivieren. Wie es ihm gelungen ist, sie in fortgeschrittenem Alter schließlich doch noch um den Finger zu wickeln, ist mir bis heute schleierhaft, ebenso wenig verstehe ich, was Mutter an ihm findet. Der Mann ist und bleibt mir ein Rätsel.

Ich schalte die Bürolampe ein und widme mich wieder den bunten Notizzetteln, die ich auf dem Schreibtisch ausgebreitet habe. Es sind Ideenschnipsel und erste Skizzen für den Roman, den ich schreiben will. Ich habe dafür meinen Job gekündigt. Über zehn Jahre habe ich als Lektor in einem Verlag gearbeitet – und genau genommen war Giovannis Schreibmaschine der Grund, warum ich diesen Weg eingeschlagen habe. Am Tag nach unserem Besuch in seinem Fachwerkhaus schnappte ich mir die Schreibmaschine meiner Mutter und begann, Geschichten zu schreiben. Zumindest meine Großeltern fühlten sich gut unterhalten.

Allerdings blieben mir auch immer Opas mahnende Worte im Gedächtnis, dass ein Schriftsteller nicht für eine Familie aufkommen könne. Nach dem Studium entschied ich mich deshalb zunächst für die weniger riskante Variante und suchte eine Festanstellung als Lektor in einem Verlag. Die eigenen Schreibprojekte legte ich bald auf Eis, dafür war der Job zu fordernd, aber immerhin hatte ich etwas mit Büchern zu tun.

Ich beuge mich tiefer über einen der blauen Zettel. Die Idee, die ich dort notiert habe, erschien mir ziemlich gut, so viel weiß ich noch, sie war mir in der Nacht gekommen, als ich wach im Bett lag und darüber nachdachte, ob ich mit dem Schritt in die Freiberuflichkeit vielleicht doch ein zu großes finanzielles Risiko eingegangen bin. Allerdings habe ich im Halbschlaf so klein und krakelig geschrieben, dass ich es jetzt kaum noch entziffern kann.

Die Tür meines Arbeitszimmers wird geöffnet. Marie kommt herein. Meine Frau trägt ein blaues Sweatshirt und Jeans. Ihre nussbraunen Haare hat sie zu einem Pferdeschwanz gebunden. In der Hand hält sie den Staubsauger.

Sie und Anna sind heute zu Hause. Die Kindergärten und Schulen bleiben wegen des Sturms geschlossen. Marie ist Erzieherin. Anna geht in die zweite Klasse.

»Wer hat denn gerade angerufen?«, fragt Marie.

»Giovanni.«

»Und was wollte er?«

»Keine Ahnung.«

»Na, irgendwas wird er wohl gesagt haben?«

»»Schatze, kommst du zu Hause««, zitiere ich wahrheitsgemäß.

Marie legt die Stirn in Falten. »Mehr nicht?«

»Das Handy war leer.«

»Und ... was sollte das bedeuten?«

»Weiß ich nicht.«

Sie überlegt einen Moment, hebt dann die Schultern und deutet auf den Staubsauger. »Macht's dir was aus?«

»Ja, macht es. Ich arbeite.« Wie zum Beweis deute ich auf die Notizzettel.

»Ist doch 'ne Sache von zwei Minuten. Du könntest in der Zeit den Müll runterbringen ... und den Koffer.«

Marie weist mit einem Kopfnicken auf den Trolley, der neben dem Bücherregal steht. Ich bin erst gestern Abend heimgekommen, nachdem ich eine Woche im ganzen Land unterwegs war, um mir einen Literaturagenten zu suchen. Ich habe schließlich einen Vertrag mit einem der besten in der Branche unterzeichnet und ihm alsbald ein Exposé und eine Leseprobe versprochen.

Marie legt den Kopf schief und schenkt mir ein Lächeln, das besagt, dass weitere Verhandlungen sinnlos sind. Also lasse ich sie mein Zimmer saugen und gehe nach unten. Den Trolley verstaue ich im Kellerverschlag, dann bringe ich den Müll weg.

Als ich wieder hochkomme, ist Marie mit dem Staubsaugen fertig. Allerdings hat sie das Fenster im Arbeitszimmer aufgerissen, und nun ist es kalt. So kann ich nicht arbeiten. Wenn mir kalt ist, konzentriert sich mein Gehirn zu sehr aufs Frieren. Ich drehe die Heizung hoch, schliesse Fenster und Tür und setze mich wieder an den Schreibtisch.

Etwas verdutzt stelle ich fest, dass die bunten Zettel nicht mehr so daliegen wie vorher. Marie hat sie neben dem Stifthalter zu einem akkuraten Stapel zusammengeschoben. Offenbar hat sie Staub gewischt. Wie lieb von ihr.

Ich beginne, die Kärtchen neu zu ordnen. Als ich fast fertig bin, geht erneut die Tür auf. Diesmal ist es Anna.

Irgendwo habe ich mal gelesen, dass Thomas Mann – oder war es Heinrich Heine? – angeblich immer einen cholerischen Anfall bekam, wenn er in seiner Schreibkammer gestört wurde. Vielleicht sollte ich so ein Verhalten auch kultivieren.

»Papa?«

»Ja.«

»Ich bekomme die Haare nicht mehr drauf.«

»Welche Haare?«

Anna drückt mir eine Playmobilfigur in die Hand, der sie den Plastikhaarschopf abgenommen hat.

Ich mache ihn mit einem Klacken wieder fest.

Anna schaut auf die bunten Zettel. »So welche haben wir beim Laternebasteln in der Schule auch. Was bastelst du denn?«

»Ich bastle nicht, ich arbeite.«

»An deinem Buch?«

»Ja.«

»Wie lange dauert das denn?«

»Du meinst, bis ich das ganze Buch fertig habe?«

Anna nickt.

»Kann man schwer sagen.«

Ich gebe Anna das Püppchen zurück und will mich wieder der Arbeit widmen, als Marie eiligen Schritts ins Zimmer kommt. Ihr Gesicht ist kreidebleich.

»Giovanni«, sagte sie und hält mir ihr Handy hin.

»Und, was will er?«

»Das ... hörst du dir besser selbst an.«

Ich nehme das Handy und halte es mir ans Ohr. »Hallo?«

»Isse Giovanni ...« Die Verbindung ist diesmal viel besser, und wenn ich mich nicht täusche, höre ich am anderen Ende der Leitung ... ein Schluchzen. »Isse der Schatze kaputt. Tut mich so viel leid, Jung. Kommst du zu der kranke Haus? Treffen wir uns da.«

Er legt auf, und ich lasse das Telefon sinken.

Ich begreife es nicht sofort, zumindest nicht in aller Klarheit. Dennoch es ist einer jener Momente, in denen man instinktiv versteht, dass etwas ganz und gar Dramatisches geschehen ist.

»Papa, was ist denn?«

Anna blickt mich an, und ich spüre, wie sich meine Augen mit Tränen füllen. Marie beugt sich zu Anna hinunter und nimmt sie in den Arm. Ihrem Blick sehe ich an, dass sie ebenfalls dechiffriert hat, was Giovanni uns gerade mitteilen wollte.

Meine Mutter ist gestorben.



2

Sie haben sie nett zurechtgemacht. Mutter trägt ein weißes Nachthemd, ihre Hände ruhen auf der weißen Bettdecke, die ihr bis zur Brust reicht. Ihre langen Haare, die sie sich immer blond gefärbt hat, fallen ordentlich gekämmt auf das Kissen. Die Augen sind geschlossen, der Mund leicht geöffnet, die Gesichtszüge entspannt. Man könnte meinen, sie würde gleich aus einem Traum erwachen, aufstehen, und alles wäre wie immer. Es fällt schwer, zu glauben, dass es so nicht sein wird und wir nie wieder ein Wort miteinander wechseln.

Es ist ein Einzelzimmer. Das Krankenbett, in dem sie liegt, steht am Fenster. Auf dem Sims brennt eine Duftlampe und verströmt den Geruch von Patschuli. Man schaut von hier aus auf einen kleinen Park mit vielen Bäumen und einem Teich. Tröstlich, dass ihr letzter Blick ins Grüne ging.

Ich strecke den Arm aus und berühre ihre Hand, zucke unwillkürlich zurück. Ihre Haut ist kalt wie Stein. Es ist das erste Mal, dass ich eine Tote berühre, und ich brauche einen Moment, bis ich mich überwinden kann, ihre Hand in meine zu nehmen.

Es ist ruhig hier, die Zeit scheint stillzustehen. Vom Flur dringen nur gelegentlich vorbeieilende Schritte und

gedämpftes Gemurmel herein. Ansonsten ist da nur das Knacken und leise Rauschen der Heizung.

Marie wartet mit Anna vor der Tür. Wir waren uns einig, dass ich allein hineingehe, auch weil wir uns nicht sicher sind, ob wir Anna den Anblick ihrer toten Großmutter zumuten wollen.

Eigentlich sollte ich in diesem Moment tiefe Trauer verspüren, weinen, mich auf meine tote Mutter werfen oder in irgendeiner anderen Form meine Bestürzung über ihren Tod zum Ausdruck bringen. Doch die einzige Empfindung, zu der ich gerade fähig bin, ist tiefes Unverständnis.

Mutter wäre in knapp drei Wochen fünfundsiebzig geworden, und ich dachte, es ginge ihr gut. Sicher, sie hatte Asthma, aber das schon ihr halbes Leben lang. In letzter Zeit war es schlimmer geworden, sie hatte Mühe, die zwei Stockwerke zu unserer Wohnung hochzusteigen. Lebensbedrohlich war das aber nicht.

Giovanni weiß bestimmt mehr, doch er ist nicht da.

Die Stationsschwester meinte, er wolle kurz allein sein und sei rausgegangen. Von ihr weiß ich auch, dass Giovanni Mutter gestern am frühen Abend ins Krankenhaus gebracht hat. Sie war offenbar in keinem guten Zustand, hatte starke Schmerzen. Man untersuchte sie, gab ihr Schmerzmittel, schloss sie an ein Sauerstoffgerät an und behielt sie für die Nacht hier. Giovanni fuhr nach Hause.

Mir ist unerklärlich, warum er oder meine Mutter mich nicht schon gestern verständigt haben.

Als die Schwester heute Morgen ins Zimmer kam, um das Frühstück zu bringen, war meine Mutter wach. Sie schien ganz zufrieden, lächelte und bat um etwas Milch für

den Kaffee. Als die Schwester einige Minuten später wiederkam, um das Gewünschte zu bringen, lag Mutter tot im Bett.

Sie ist vor wenigen Stunden gestorben. Allein. Ich muss für den Moment davon ausgehen, dass sie das genau so gewollt hat. Dass sie einen Sohn hat, hat das Krankenhaus erst heute Morgen erfahren, als man Giovanni benachrichtigte.

Ich schrecke hoch, als die Tür geöffnet wird. Giovanni. Offenbar war ich so in Gedanken vertieft, dass ich sein Anklopfen nicht gehört habe, vielleicht hat er aber auch einfach darauf verzichtet.

Giovanni trägt einen schwarzen Hut und einen Mantel in derselben Farbe. Normalerweise ist sein Teint noch genauso braun wie früher, doch nun wirkt sein Gesicht fahl, die Augen unter den buschigen Brauen müde und leer. An der Hand hat er Anna, die hinter ihm den Raum betritt. In seinem Rücken sehe ich Marie. Sie hebt die Schultern und macht ein entschuldigendes Gesicht, was wohl bedeutet, dass sie ihn nicht davon abhalten konnte, das Kind hereinzubringen.

Giovanni tritt mit Anna, die ihren Stoffhasen Kasimir im Arm hält, an das Bett meiner toten Mutter. Er stößt einen lauten Seufzer aus und deutet mit der Hand auf die Leiche.

»Siehste, kleine Schatze, da isse der Oma.« Über die Schulter schiebt er in meine Richtung hinterher: »Wollte deine Kind seine Oma sehen.«

Das glaube ich gerne. Anna hat uns auf der Fahrt hierher Löcher in den Bauch gefragt, was denn mit Oma geschehen sei. Nun ist es nicht leicht, einem Kind den Tod und seine

Endgültigkeit zu erklären, man hat ja selbst als Erwachsener seine Schwierigkeiten damit, das zu begreifen. Außerdem bin ich mir nicht sicher, ob man im Alter von sieben Jahren seine erste Leiche sehen sollte. Daher wäre ich Giovanni dankbar gewesen, wenn er sich mit uns besprochen hätte, bevor er dem Wunsch des Kindes einfach Folge leistet.

Das würde ich ihm auch gerne an den Kopf werfen, ihm die Leviten lesen. Gleichzeitig will ich Anna in den Arm nehmen, sie trösten, versuchen, alles zu erklären und sie langsam wieder aus dem Zimmer führen.

Ich sehe, wie Anna den leblosen Körper ihrer Großmutter stumm mustert. Dann fragt sie Giovanni:

»Warum hat denn Oma den Mund so offen stehen?«

Schon will ich an Giovannis Stelle antworten, aber ich muss an die Leichenstarre denken, die vielleicht bereits eingesetzt hat, an Knochen und Gelenke, die sich ab einem bestimmten Zeitpunkt nur noch gewaltsam bewegen lassen. Wie soll ich Anna das erklären?

Giovanni meint: »Isse deine Oma der Mund runtergeklappt, weil sie so gestaunt hatte, als sie der liebe Gott und die Engel sieht.«

Anna nickt verständig. »Dann ist Oma jetzt im Himmel?«

»Sì.«

»Geht es ihr da gut?«

»Bestimmt. Gibte in der Himmel so viele Esse und Trinke, wie du willst. Und triffte deine Oma da ihre Mama und Papa wieder. Machen sie jetzt eine große Fest der Wiedersehen.«

Ich blicke Giovanni von der Seite an. Er presst die Lippen aufeinander und blinzelt ein paarmal. Ich finde, das hat er ganz nett gesagt.

»Darf ich die Oma streicheln?«, fragt Anna.

»Sì«, sagt Giovanni. Dann setzt er Anna neben meine Mutter auf das Bett und nimmt ihre Hand, als wäre es das Normalste auf der Welt. »Hier, kannst du es machen.«

Anna fährt mit den Fingern über die Hand ihrer toten Großmutter. »Ist ja ganz kalt.«

»Sì, isse aber normal«, meint Giovanni.

»Mach's gut, Oma«, flüstert Anna, »und iss nicht zu viel Süßes im Himmel.«

Marie streichelt Anna über den Kopf, dann nimmt sie unsere Tochter an die Hand. »Komm, wir gehen wieder raus. Vielleicht magst du ja auch was Süßes. Wollen wir mal vorne zum Kiosk gehen?«

Anna lächelt, schaut zum Abschied noch einmal ihre Großmutter an, und dann verlassen die beiden das Zimmer.

Kaum fällt die Tür hinter ihnen ins Schloss, bricht Giovanni neben mir mit einem verzweifelten Laut in Tränen aus, kommt auf mich zu und umschlingt mich mit beiden Armen. »Tute mich so leid, Jung ...«

Eigentlich heiße ich Frederic mit Vornamen, doch für Giovanni bin ich immer nur der Jung. Ich klopfe ihm zaghaft auf den Rücken, warte, bis er sich beruhigt hat, und schiebe ihn wieder auf Abstand. »Kannst du mir mal erklären, was passiert ist?«

Giovanni schüttelt den Kopf und deutet ratlos auf meine Mutter. »Wollte der dumme Kopf nicht zum Arzt gehen. Wäre gegangen, wäre noch an Leben.«

»Warum ... Was hatte sie denn?«

Giovanni hebt die buschigen Augenbrauen, setzt eine ernste Miene auf und will etwas sagen, da wird die Tür geöffnet, und eine Ärztin betritt das Zimmer.

»Sie sind der Sohn?«, fragt sie, als sie mir die Hand reicht.

»Ja.«

»Mein aufrichtiges Beileid.«

Sie bittet Giovanni, uns kurz alleine zu lassen.

Er drückt mir zum Abschied kurz die Schulter.

Als wir alleine sind, deutet die Ärztin auf den Tisch mit den zwei Stühlen in der Ecke des Zimmers. Wir setzen uns. Dann schaut sie mich mit gewichtigem Blick an. »War Ihnen bekannt, dass Ihre Mutter Brustkrebs im Endstadium hatte?«



3

Nähert man sich Giovannis Fachwerkhaus von oben, geht der Blick über ein weites Tal bis zur gegenüberliegenden Hügelkette. Unten schlängelt sich zwischen grünen Wiesen ein Fluss durch das Örtchen Hoffnungsthal. Den Namen hat, so will es die lokale Legende, einst ein einsamer Wandersmann ersonnen, der nach langer Reise hierherkam und frischen Mut fasste, als er das weite Tal mit den bewaldeten Hängen und dem leise vor sich hin plätschernden Fluss erblickte.

Von Hoffnung kann bei mir keine Rede sein. Wenn überhaupt, dann lediglich jene, dass Giovanni mir die verdammt gute Erklärung liefert, die er mir schuldet, nach allem, was ich im Gespräch mit der Ärztin erfahren habe.

Während ich das Auto langsam den Berg hinunterrollen lasse, beschäftigen mich nämlich vor allem drei Fragen: Was wusste Giovanni? Wann wusste er es? Und warum hat er mir nichts gesagt? Ich hätte helfen wollen – helfen müssen.

Während ich mit der Ärztin sprach, hat er sich von Marie und Anna mit den Worten verabschiedet, dass er erst mal etwas Ruhe brauche. Mag sein, dass ihn Mutters Tod mitgenommen hat, mir kommt es aber eher so vor, als wollte er auf diese Weise unangenehmen Fragen aus dem Weg gehen.

Marie meinte jedenfalls, dass wir ihn jetzt nicht alleine lassen könnten und nach ihm sehen sollten. Soll mir recht sein, denn es gibt noch einige Formalitäten zu erledigen. Ich habe aus dem Krankenhaus bereits mit dem Bestatter telefoniert und benötige persönliche Unterlagen meiner Mutter, wie den Personalausweis, ihre Geburtsurkunde sowie die Heiratsurkunde, die Krankenkassenkarte und den letzten Rentenbescheid.

Ob ich die Papiere alle zusammenbekomme, steht in den Sternen. Mutter war ein geistiges Kind der 68er und pflegte gegenüber der Bürokratie ein gewisses Laissez-faire. Aktenordner betrachtete sie als völlig nutzlos und bei der Inneneinrichtung eher hinderlich, verströmten sie doch ihrer Ansicht nach das piefige Odeur einer Beamtenstube. Selbst wichtige Unterlagen packte sie deshalb dorthin, wo es gerade passte, sprich so, dass man sie entweder gar nicht sah oder ihr Anblick nicht störte und sie wenigstens den Eindruck einer kreativen Blattsammlung vermittelten. »Wer aufräumt, ist nur zu faul zum Suchen«, meinte Mutter immer, weshalb wir folglich genau das taten, wenn wir irgendwelche Unterlagen vorzeigen mussten.

Die große Kommode neben der Haustür war eine Art Allzweckablage für Dokumente, die meine Mutter völlig wahllos in die obersten zwei Schubladen stopfte. War etwas hier nicht zu finden, musste es zur Großfahndung im gesamten Haus ausgeschrieben werden. Meine Schulzeugnisse, die Mutter abzeichnen musste, verirrten sich schon mal zwischen den Stapel Tageszeitungen auf dem Klo. Reisepässe entdeckten wir zwischen den Tütensuppen im Küchenregal, wobei selbst Mutter

schleierhaft war, wie sie dorthin gekommen waren. Und aktuelle Rechnungen oder Briefe befanden sich oft noch im Briefkasten, den Mutter zwei Wochen lang nicht öffnete, wenn sie mit irgendwelchen Hiobsbotschaften rechnete.

So viel ich weiß, hat sie dieses Ordnungssystem beibehalten, nachdem sie unser altes Haus verkauft hat und bei Giovanni eingezogen ist - unter anderem ist die große Kommode mit zu ihm rübergewandert. Sie verfeinerte ihr System sogar noch, indem sie die Angewohnheit des kleinen Italieners übernahm, Unterlagen, die auf den ersten Blick nicht wichtig erschienen, oder Briefe, die womöglich unbequeme Nachrichten enthielten, einfach im offenen Kamin in Rauch aufgehen zu lassen.

Als ich kurz in den Rückspiegel schaue, sehe ich, wie Anna hinten auf der Rückbank mit abwesendem Blick aus dem Fenster guckt. Sie hat Kopfhörer auf und hört eine Folge »Bibi und Tina«. Ich wüsste gerne, was gerade in ihrem kleinen Kopf vor sich geht und wie sie das alles verkraftet, ich habe ja selbst noch nicht richtig verarbeitet, was heute Morgen geschehen ist.

Die steile Straße führt von oben auf Giovannis Wohnzimmerfenster zu, sodass man den Eindruck hat, man würde direkt in seine gute Stube fahren - sitzt man bei ihm auf dem Sofa, hat man andersherum den gleichen Eindruck, wenn man herannahende Autos sieht. Der Weg macht erst kurz vor dem Haus eine scharfe Linkskurve und verläuft haarscharf an der Außenmauer vorbei. Damit nicht wirklich irgendwann ungebetene Gäste in seinem Wohnzimmer parken, hat Giovanni an der Ecke einen

großen Betonquader als Prellbock platziert. Die Hinweise der Nachbarn, dass das Bollwerk vielleicht nicht rechtens sei, haben ihn nie gestört.

Giovanni verweist auch gerne mit Stolz darauf, dass er in einem Denkmal wohnt, einem von drei baugleichen Fachwerkhäusern, die um einen kleinen Hof herumstehen und aus dem siebzehnten Jahrhundert stammen, seinerzeit noch die einzigen Behausungen hier auf dem Berg. Ihre ersten Bewohner – davon erzählte mir mein Großvater einmal – waren Bauern, die Giovannis Haus als Unterstand für das Vieh nutzten. Ein Wohnhaus wurde erst später daraus, als eine Lehrerfamilie mit Kindern einzog. Nach dem Krieg stand das Haus lange leer, zerfiel beinahe vollständig, bis Giovanni sich darin verliebte und es wieder aufbaute. Ich vermute, dass die Denkmalschutzplakette, die er neben dem Eingang an einen der Holzbalken genagelt hat, ihm eine späte Genugtuung dafür ist, dass mein Großvater und die Nachbarn sein Schmuckstück immer als Bruchbude bezeichneten. Jedenfalls nennt er sein Haus auch stolz das *Piccola Casa*.

Ich parke den Wagen im Hof. Im Garten des gegenüberliegenden Fachwerkhauses macht sich ein stämmiger Mann an den Lorbeerbüschen zu schaffen. Das ist Pablo, Giovannis bester Freund.

Pablo sieht mit seinen grau melierten, aber immer noch vollen langen Haaren nicht nur aus wie Adriano Celentano, er singt auch so. Ich erinnere mich noch an Nachbarschaftsfeste aus meiner Kindheit: Wenn Pablo zu vorgerückter Stunde ein Ständchen gab, sorgte das noch

wochenlang für Gesprächsstoff, weil ihm die Herzen der Damen zuflogen.

Pablo winkt mir zu, und ich grüße zurück.

Er ist in den Siebzigern aus Sardinien hierhergekommen. Giovanni hat ihn bei Ford am Fließband kennengelernt. Als Pablo eine Bleibe suchte, machte Giovanni ihn auf das leer stehende Haus gegenüber aufmerksam. In das dritte Haus zog wenig später Gessi, ein Mann aus Apulien, in dessen Vorgarten immer die italienische Flagge am Fahnenmast weht. Der Hof mit den drei Fachwerkhäusern gilt deshalb in der Straße auch als die italienische Enklave.

Ich gehe mit Anna und Marie um das Haus herum, man betritt es noch immer durch den Wintergarten auf der Rückseite. Der Weg ist schmal, rechts wachsen Rosenbüsche, und man muss achtgeben, nicht an den Dornen hängen zu bleiben. An der Fassade klettert ein mächtiger Efeu über die Gefache in die Höhe und umwuchert eines der schmalen Sprossenfenster im Obergeschoss.

Der weiße Lack der Eingangstür ist an manchen Stellen aufgeplatzt, durch das Fenster in der oberen Hälfte der Tür blickt man in den Wintergarten. Der Geruch nach Holzfeuer im offenen Kamin liegt in der Luft. Ich ziehe an der Klingel, die aus einer einfachen Kordel besteht, an deren anderem Ende eine Kuhglocke hängt.

Während wir warten, dass Giovanni öffnet, blicke ich mich um. Der Eingangsbereich ist mit Plexiglas überdacht. An den Balken über meinem Kopf hängt ein Bataillon von Hängeblumen. Das Grün ihrer Blätter und Zweige ist welken Brautönen gewichen. Etwas weiter rechts stehen

neben einem Geräteschuppen ein Stapel Feuerholz und davor ein Gartentisch und zwei Klappstühle. Die Glasplatte des Tisches ist von einem milchigen Schmier bedeckt, und das Vorderbein eines der Stühle wird nur noch von einer Schraubzwinge an seinem Platz gehalten.

Ich klingele ein zweites Mal, spähe durch die Scheibe der Eingangstür in den Wintergarten. Dort, wo ich bei meinem ersten Besuch mit Opa gesessen habe, steht heute eine alte Nähmaschine mit einer Marmorplatte als Arbeitsfläche – so eine, bei der man unentwegt ein Fußpedal treten muss, damit sich die Nadel bewegt. Meine Großmutter hat damit früher die Flicker auf meine Kinderhosen genäht. Heute dient das Stück als Anbaufläche für Minikakteen der unterschiedlichsten Art.

An der Wand hängen über einem großen Oleander Dutzende Leinwände, alle Bilder, die meine Mutter gemalt hat, mit Motiven aus der Toskana oder von der Amalfiküste. Die Farben sind mit den Jahren langsam verblasst.

Noch einmal klingele ich. Als keine Reaktion kommt, öffne ich die Tür und gehe rein.

Vom Wintergarten aus gelange ich ins Wohnzimmer, wo Giovanni vor ein paar Jahren die Wand zur Küche eingerissen hat, sodass es nun einen offenen Wohn-Ess-Bereich gibt. Was sich ebenfalls verändert hat, ist die Einrichtung, genauer gesagt, die Anzahl der Einrichtungsgegenstände. Meine Mutter hat bei ihrem Einzug alles aus dem alten Haus mitgebracht, was nicht niet- und nagelfest war. Giovanni schwoll die Brust, als die Nachbarn darüber staunten, wie viel Krempel doch in sein kleines Häuschen hineinpasste.

Die dicken Holzbalken der Decke sind geschmückt mit Messingtöpfen und -pfannen, daneben Weihnachtsglocken und Tannenzweige, die das ganze Jahr über dort hängen. Ein altes Spinnrad steht in einer Ecke des Raums, in der anderen ein Keramikofen, der nicht mehr in Betrieb ist und dessen Kohlefach von einem kleinen Bonsai bewohnt wird. Überall dort, wo kein Möbelstück steht, sind die Wände mit gerahmten Fotos bedeckt. Viele davon zeigen mich in verschiedenen Lebensphasen, andere meine Mutter und Giovanni auf Reisen oder den Italiener mit roter Pudelmütze bei der Renovierung seines Hauses.

Ich entdecke Giovanni in seinem Ohrensessel am prasselnden Feuer des Kamins, der zugleich auch die einzige Heizung des Fachwerkhäuschens ist. Den Mantel hat Giovanni abgelegt, den schwarzen Hut aufbehalten. Sein Blick ruht starr auf den knackenden Holzscheiten. Er scheint mich nicht bemerkt zu haben. Die Erklärung finde ich auf dem Couchtisch, dort liegen nämlich neben der Fernbedienung seine Hörgeräte.

Das Kaminfeuer ist die einzige Lichtquelle im Raum. Mein Blick geht zu dem bordeauxfarbenen Sofa, das auf der anderen Seite neben dem Kamin steht. Dort habe ich vor einer Woche abends mit meiner Mutter gegessen.

Es war mein vierzigster Geburtstag, und ich habe den Tag mit einem Brunch in einem Café in Köln gefeiert. Mutter und Giovanni waren eingeladen, sind aber nicht gekommen. Abgemeldet haben sie sich auch nicht. Erst am späten Nachmittag, als ich wieder zu Hause war, entdeckte ich im Mail-Eingang eine Nachricht von Mutter. Sie gratulierte mir und schrieb in kurzen Sätzen, dass sie nicht